



Gibt es Grenzen der Interpretation?

von Eva M. Kittelmann

„Etwas mehr als eine Buchbesprechung“ (L. Deecke über Christine Koschels neues Buch „Bis das Gedächtnis grünet“ in *Zaunkönig* 3/2013) ist tatsächlich eine ungewöhnliche Zusammenschau: Eine solche synoptisch-bilateral angelegte Rezension ist mir eigentlich noch nicht untergekommen. Da ist es denn auch mit „einmal gelesen und AHA gesagt“ nicht getan! Die Befassung des Wissenschaftlers mit der Dichterin ist hier außerdem so tiefgreifend und eingehend, so liebevoll auch, wie Lyrikschreibende sich das ansonsten nur erträumen können.

Dennoch: Ich hätte es lieber gesehen, wenn Professor Deecke seine Forschungsergebnisse („Sprache ist ein ständig im Umbruch begriffener Hirnbetrieb“) am künstlerisch/ (dichterisch)en Schaffen **im allgemeinen** festgemacht hätte und nicht eben an einem einzelnen Gedichtbuch einer bestimmten Dichterin; denn das Phänomen, dass künstlerische Gestaltung sich auf „anderen“ Ebenen, in wohl noch lange zu erforschenden Schichten vollzieht, in dieser „mental imagery“, trifft doch wohl auf alle kreativ zu nennenden Hervorbringungen zu.

Zum dichterisch-kreativen Prozess möchte ich, selbst in lyrischen Schuhen unterwegs, anmerken:

„Dichten“, Verdichten, etwas sag- bzw. sangbar machen, ist zunächst, ob Wort oder Bild, eine Heraushebung aus dem Alltäglichen, eine Kompression zu einem „Etwas“, das zu ästhetischer „Rundung“, Ganzheit gelangen soll: Aus der Momentaufnahme werde ein (wenn auch nur Mini-) Monument! Dieses bleibe im Gedächtnis, erst einmal beim Dichter selbst, sodann bei Lesern, Hörern, Betrachtern. Aber: Es ist allein Sache des Schreibenden, wie weit ihn seine Sprachmächtigkeit treibt, wie weit ihn seine inneren Bilder drängen, seine „Botschaft“ zu formulieren, auszuformen, abzuwandeln, und wie weit ihn das in die Verschlüsselung, ja vielleicht ins Geheimnisvolle fortträgt.

Anders gesagt: Dichten ist immer eine Gratwanderung zwischen Erhöhung und Ästhetisierung der Realität und dem Willen zur (reinen?) Sprachschöpfung, die dann freilich bis zur Unbegreifbarkeit ausufern kann.

Wir haben z. B. bei Lyrikbewerben oft gesehen, dass selbst bei klar umrissenem, konkret formuliertem Thema Beiträge auf den Tisch kamen, die auf den ersten Blick mit keiner Silbe



Ulli Klepalski: *Gegenüber Dr. Freud.*
Mischtechnik auf Karton, 100x70 cm

darauf rekurrierten – und doch: Nach einiger Überlegung (oder auch Rückfrage!) wurden da und dort die roten Fäden sichtbar, die den Konnex erkennen ließen. Schreibende sind meist auf Wegen, Umwegen unterwegs, die zu „verfremdenden“ Ergebnissen führen, womit sie Gefahr laufen, „befremdlich“ zu wirken. Schon darum, weil niemand ihren höchst individuellen Zugang, ihre persönliche Befindlichkeit und Ausgangslage in Bezug auf ein Thema kennt.

Es ist gut, dass Professor Deecke einlädt, sich der „Lyrik zu stellen“, den „Geheimcode zu entziffern“, aber Kunst und Künstler sind eben frei (und müssen es sein!), fallweise „Metaphern“ zu verwenden, die selbst der „bestens ausgestattete Assoziationscortex“ nicht zu knacken vermag ...

Aber, möchte ich fragen, ist es denn so schlimm, etwas auch einmal im Geheimnis zu belassen? Müssen wir denn immer „dahinter kommen“?

Ich meine, der Rezipient – selbst einer, dem wir ein bestimmtes Werk sogar persönlich zugeeignet haben – muss „es“ nicht begreifen. Natürlich würde jeder „Dichtende“ sich glücklich schätzen, nicht nur wahrgenommen, sondern



auch interpretiert zu werden – aber hat denn jeder Hörende, Lesende „das Zeug“ dazu? Aus dieser Erfahrung heraus und im Umgang mit vielen Lyrik schreibenden Menschen möchte ich die Dinge doch pragmatischer sehen:

Sofern nämlich ein Kunstwerk nicht selbsterklärend ist, kann man nichts anders tun, als es betrachten, anhören, auf sich wirken lassen. Wenn man sagen kann: Ja, hier fühle ich das Besondere, etwas Apartes, Atmosphärisches, dann bezieht das Werk daraus seine Rechtfertigung – aus diesem „Hier bin ich angesprochen, etwas tönt heraus, schwingt weiter in mir“. Oder aber, im „nichtzutreffenden Falle“, ganz einfach: „Nein, danke, damit fange ich nichts an.“

Und als letzter Gedanke: Ich erkenne sehr oft, und anerkenne, dass ein Werk, klein oder groß, gestaltet und geformt wurde in der Absicht einer Dauer; um bewahrt, als kostbar er- und gehalten zu werden, **weil** es eben noch nicht entschlüsselt ist. Von Giorgiones *La Tempesta* las ich erst vor Kurzem, dass die (Kunst) -Welt auch heute noch rätselt, was der Maler eigentlich „damit wollte“. Ich finde es wunderbar, immer wieder zum Nach-Schauen, Nach-Sinnen eingeladen zu werden.

Eva M. Kittelmann, Wienerin, war jahrelang im Verlagswesen tätig, schreibt Lyrik und Prosa und ist geschäftsführende Präsidentin des Verbands katholischer Schriftsteller Österreichs VKSÖ.